

JÖRG MAURER

*Der Tod
greift nicht
daneben*

ALPENKRIMI



Weltbild

Der Tod greift nicht daneben



© Privat

Jörg Maurer stammt aus Garmisch-Partenkirchen. Er studierte Germanistik, Anglistik, Theaterwissenschaften und Philosophie und wurde als Autor und Musikkabarettist mehrfach ausgezeichnet, u.a. mit dem Kabarettpreis der Stadt München (2005), dem Agatha-Christie-Krimi-Preis (2006 und 2007), dem Ernst-Hoferichter-Preis (2012), dem Publikumskrimipreis MIMI (2012 und 2013) und dem Radio-Bremen-Krimipreis 2013. Sein Krimi-Kabarettprogramm ist Kult.

Jörg Maurer

Der Tod greift nicht daneben

Alpenkrimi

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild Retail GmbH & Co. KG,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2015
by S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Alexandra Dohse - www.grafikkiosk.de, München
Umschlagmotiv: mauritius images, Mittenwald (© Alessandra Sarti; FB-Fischer)
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-95569-815-7

2018 2017 2016 2015
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Die folgenden Ereignisse basieren auf einem wahren Fall.
Lediglich Eigennamen und Ortsangaben wurden verändert.
Die Begebenheiten um die junge Anna Sophia wiederum
sind nichts als ein einziger, unfassbarer Schicksalsroman.

Zur Entstehungsgeschichte

Es war an der Zeit, etwas Neues anzufangen. Doch bevor ich mit der Niederschrift dieses Romans begann, dachte ich, dass es nicht schaden könnte, ein paar Tage Urlaub zu machen. Mein Weg führte mich nach Rumänien. Wer mir den Tipp gegeben hat, gerade dorthin zu fahren, ist nicht mehr zu eruieren. Auf der Höhe von Târgoviște bekam ich jedenfalls einen Anflug von Hunger. Ich nahm die Autobahnausfahrt Brașov, lief hinunter zum Marktplatz, zur sehenswerten und oft abgelichteten Piața Sfatului. Rund um die dichtgedrängten Crenvuști-Buden duftete es verführerisch nach den echt siebenbürgischen Gepritschelten Krumbien. Doch mir stand der Sinn mehr nach einer in Papier eingewickelten Banater Bratwurst, aus der das Fett nur so tropfte. Ich kaufte mir eine dieser Köstlichkeiten und verschlang sie voll Heißhunger. Auffällig war das Einwickelpapier, das über und über mit einer eleganten, aber zittrigen Handschrift beschrieben war. Das Wort *omor* stach heraus. Zerstreut warf ich das Papier in einen Abfallkübel und fuhr weiter. Doch das Wort spukte mir im Kopf herum. *Omor*. Kurz vor Bukarest fuhr ich rechts ran, um einen neugierigen Blick ins Wörterbuch Rumänisch-Deutsch zu werfen. Mord. *Omor* hieß Mord. Ich drehte den Zündschlüssel, raste zurück, nach Brașov, zum Marktplatz, zu der Crenvuști-Bude. Verschluss, zugenagelt. Böse Blicke, keine Auskunft. Mord. *Omor*. Donnerrollen, schwefelfarbene Blitze zuckten, ein eiskalter Regenguss prasselte auf das schiefe Kopf-

steinpflaster. Der Marktplatz von Braşov leerte sich rasch. Die Passanten schlugen den Mantelkragen hoch, als ich auf einen zuging, winkte er unwirsch ab. Und war da nicht noch eine Unterschrift gewesen? So etwas wie Popescu? Emil Popescu? Ich forschte weiter. Und Kommissar Jennerwein hatte plötzlich einen neuen Fall.

Vorgriff

Kommissar Jennerwein wusste, dass er sich mit einer Hand nicht mehr lange an der verrosteten Eisenstange festhalten konnte. Die andere Hand war gebrochen, sie schmerzte pulsierend, regelmäßige Kaskaden von zornigen Peitschenschlägen prasselten auf sie ein. Jennerweins Lage war aussichtslos. Die ersten sauren Krämpfe kündigten sich an. Es konnte nicht mehr lange dauern, dann würde er loslassen müssen und hineinstürzen in das Walzenwerk unter ihm. Die scharfen Schneidmesser blitzten schläfrig im matten Licht. Eine stechende Geruchsmischung aus Schmieröl und heißgekratztem Eisen lag in der Luft. Die beiden Rollen, auf denen die Messer saßen, drehten sich langsam und heiser knirschend gegeneinander. Die seitlichen Einzugswalzen begannen sich schneller und schneller zu drehen. Ihre Funktion war offensichtlich. Sie sollten das Schreddergut erfassen, zerdrücken, um es anschließend zwischen die Häckselwalzen zu schieben. Wenn er zwischen diese Messer geriet, war er verloren. War es möglich, nach einer gezielten Schaukelbewegung auf die seitlichen Gestänge zu springen? Die Schutzplatte war abgenommen worden, die scharfen Kanten der Randverkleidung boten wahrscheinlich keinen ausreichenden Halt. Die Schmerzen in der verletzten Hand wuchsen ins Grauenhafte. Die Griffhand gehorchte ihm nicht mehr, die ersten Finger lösten sich. Doch dann durchzuckte Jennerwein ein Gedanke. Die Messer! Die Zerkleinerungsmesser waren die gefährlichsten, aber gleichzeitig auch

die empfindlichsten Teile der Maschine. Die Polizeikantine. Vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren. Das Förderband, auf das die Beamten die Tablettts mit den leeren Tellern stellten. Das Band lief auf den alten Küchenabfallzerkleinerer zu, der die Hühnerknochen und das Plastikgeschirr zerdrückte und pulverisierte. Neben der Einwurfoffnung ein kleines handgeschriebenes Schildchen: *Bitte kein Metallbesteck in die Maschine werfen!* Nicht alle Kollegen hielten sich an diese Bitte. In solch einem Fall knirschte es gewaltig, und das Ungetüm kam zum Stehen. Fieberhaft fingerte Kommissar Jennerwein nach seiner Dienstmarke aus Messing. Es war eine verschwindend geringe Chance. Aber er musste sie nutzen.

BRAȘOV/RUMÄNIEN, JANUAR 1987

Versuchsanordnung.

Eine Hand liegt in einem dunklen, kühlen Raum. Es ist ein Tresor. Sie ruht vollkommen entspannt, mit dem Handrücken nach oben, auf weichem Samt. Ein leises Fiepen ertönt. Die Hand zuckt, sie beginnt sich zu wölben, ihre Fingerkuppen betasten den Boden. Was für ein Augenblick! Sie lebt!

Mit pumpenden Bewegungen schiebt sie sich Zentimeter für Zentimeter nach vorn. Der Zeigefinger hebt sich, er berührt die Innensperre des Schlosses an der Wand. Langsam dreht der Finger ein metallenes Rädchen, bis es mit einem hellen, schmatzenden Klickediklack einrastet. Die Tür springt auf. Vorsichtig tippt der Finger an die Innenseite der Tür, er stößt sie an, sie schwingt lautlos auf, Licht fällt von draußen in die kleine Kammer.

Seit Beginn des Versuchs habe ich auf die Tür dieses Tresors gestarrt. Als sie endlich ganz offen steht, halte ich den Atem an. Es überläuft mich kalt. Kein Arm. Kein Körper. Nur die Hand. Sie lebt. Ich kann es immer noch nicht ganz fassen. Aber es hat funktioniert. Die Finger zucken zurück, sie bilden zusammen eine abwehrbereite Kralle. Es hat den Anschein, als ob die Hand geblendet wäre vom gleißenden Schein des künstlichen Lichts.

Mein Gesicht schiebt sich vor die helle Lampe. Ich nehme meine Brille ab und stecke sie in die Brusttasche meines weißen Laborkittels. Ich zittere vor Erregung. Sie bewegt sich wirklich. Eine einzelne Hand. Ganz allein. Einige meiner Mitarbeiter flüstern sich in meinem Rücken bewundernde Worte zu. Mit einer kurzen Geste mahne ich sie zur Ruhe. Vorsichtig greife ich in den Tresor und nehme die Hand heraus.

»Ein historischer Augenblick!«, flüstert Dr. Draganovic. »Sie haben es geschafft! Mit Ihren zweiundzwanzig Jahren!« Langanhaltender Applaus brandet auf. Die Hand schmiegt sich an meine Brust. Sucht sie Wärme?

Ganzjährig geöffnet! Kein Ruhetag! Reisegruppen willkommen! Deftige Brotzeiten! Pfannkuchen von ungeheuren Ausmaßen! Geschichtsträchtiges Gelände! Sensationelles Panorama!

Die knapp zwölfhundert Meter hoch gelegene Ederkanzel ist ein beliebtes Ausflugsziel oberhalb der Leutasch-Klamm. Sie ist selbstverständlich bewirtschaftet. Während des Megapfannkuchenmampfens blickt man auf drei Täler und in zwei Länder, auf fünf Flüsse und zig Wälder, Felsabrisse, Wasserfälle und andere Postkartensensationen. Seit Menschengedenken ist in diesem Gebiet kein Verbrechen mehr geschehen, die bombastische Rundumkulisse (man muss unweigerlich an den Garten Eden denken) ließe so etwas irgendwie auch nicht zu. Als Beispiel dafür wird eine Geschichte aus den zwanziger Jahren erzählt, vom hochverschuldeten Griesgierchl Blasi, der dem Wucherer Schorsch Reindlmayr auf dem Weg zur Ederkanzel in eindeutig mörderischer und dauerhaft schuldentilgender Absicht aufgelauret hat. Der Blasi hatte den Hals vom Reindlmayr schon fest im Würgegriff, gottserbärmlich gespotzt und geprustet hat der Wuchererschorsch, doch angesichts des himmlischen Panoramas rundherum ist der Griesgierchl zur Besinnung gekommen, hat von der ruchlosen Untat abgelassen, sich bekreuzigt und der Kirche später sogar zwanzig Wachskerzen gespendet.

Und in genau dieser Wachskerzenspendenstimmung sitzt man an den Terrassentischen, bestaunt die Naturgewalten und denkt an Vergebung, Milde, Nachsicht und tätige Reue. Es kommt einem so vor, als ob im Ferchenbachtal Milch und Honig flössen, als ob man von den Grünkopfwänden das vieltausendstimmige Hosianna der Berggeister hörte. Und wenn man den Blick nach Nordwesten wendet, zur Kramerspitze hinüber, dann kommt einem ein tief empfundener Halleluja-Seufzer aus. Die Alm selbst ist seit knapp siebzig Jahren bewirtschaftet, und die in vielen Reiseführern beschriebene kuriose Besonderheit ist die, dass der Gastraum und die Toiletten in Deutschland liegen, die Terrasse hingegen in Österreich. Der hochoffizielle Grenzstein befindet sich neben der Terrassentür an der Außenwand des Gebäudes. Die draußen ausgesenkten Speisen und Getränke werden, als Folge einer Absprache zwischen den bayrischen und österreichischen Finanzämtern, nach deutschem Fiskalrecht vermehrwertsteuert. So stur, wie man sagt, sind sie demzufolge auch wieder nicht, die Finanzerer.

Der europäische Gedanke west also auf dieser Terrasse, vielleicht sogar der globale. Man sitzt eng aufeinander, man prostet sich zu, man scherzt, es mischen sich fremdeste Laute fernster Landstriche zu einer babylonischen Vielstimmigkeit. Ein Rothaariger mit Sonnenbrand beugt sich gerade eben zu seinem Tischnachbarn.

»Weeste was? Jetzt erst versteh ick die Menschen hier.«

»Wieso 'n ditte?«

»Wenn de hier aufwächst, inmitten der Berje, der Naturgewalten und all dem Kokolores, dann wirste eben so.«

»Wie wirste denn?«

»Bayrisch eben.«

Hier irrt der Berliner. Hier irrt er aber gewaltig. Dass die Landschaft den innewohnenden Menschenschlag prägt, ist grundfalsch. Das genaue Gegenteil ist der Fall. Jede Volksgruppe bildet und formt die Umgebung, in der sie sich niederlässt, in ihrem Sinn. Der offensichtliche Beweis dafür sind die Bewohner des Voralpenlandes. Verspielt, barock, leicht erhitzebar, deshalb dem Theater (und überhaupt allem Theatralen) zugeneigt, haben sie im Lauf der Jahrtausende ihr Innerstes nach außen gestülpt – und entstanden ist die Alpenkulisse, als unverrückbares Symbol ihrer zerklüfteten Gesinnung. Genauso wie der Friese durch jahrhundertlanges, philosophisches Grübeln die weite See sich erschaffen hat, um auf diese Weise ewig und wortkarg weiterzuträumen von günstigen Schiffsrouten und exotischen Auswegen aus dem ständigen Nieselwetter, so hat sich der Alpenländer seine wuchtigen Kulissen zusammengezimmert und übereinandergestapelt in der Mitte Europas. Überbordend, manieristisch, bunt verziert mit einem Fleckerlteppich aus dicht aneinandergfügten und sich überbietenden Sehenswürdigkeiten, für die er Eintritt verlangt. Und jeden Tag hebt sich der Vorhang aufs Neue, und das irrlichternde Freilufttheater beginnt.

Es war ein verdammt herrlicher Maimorgen auf den weit ausladenden Hängen des Kramerplateaus. Auf der Galerie, hoch oben auf der Ederkanzel, starrten die Gäste gebannt und erwartungsvoll hinüber auf die sattgrüne Bühne. Man bestellte Kaffee, man war geplättet von der Kulisse, und bis in die letzten Reihen roch man die duftenden Blüten im Tal. Im Hintergrund des Kramerplateaus erhoben sich die schroffen Felsen der Kramerspitze, sie waren in satt strahlendes, stratosphärisch anmutendes Licht getaucht. Am Fuß des Kolosses duckten sich ein paar Berghütten und Schuppen, plattgedrückt vom Föhn und von den gewaltigen Gewittern, die hier in regelmäßigen Abständen und ohne Vorwarnung vom Himmel niederfuhren – furchtbar sich fortsetzend in den Köpfen der Bewohner, als krude Gedanken und irrwitzige Projekte. Die Felsen knackten, die Flüsse und Seen brodelten dumpf und bedeutungsvoll, aus den Wäldern brachen Heerscharen von Statisten: vielstimmig kreischende Frühlingsschwalben, schnatternde Kampfdohlen und anderes geschwätziges Geflügel. Die Sonne, die divenhafteste aller Rampensäue, schlüpfte elegant aus ihrem watierten Wolkenmantel, der sich sofort auflöste und in alle Himmelsrichtungen zerstob. Nackt und grell wie sie war, schob sie sich rasch in den Mittelpunkt der Bühne. Nach einer effektvollen Kunstpause, einem gigantischen Räuspern aus Helium und Wasserstoff, begann sie mit ihrer bewährten Lightshow.

Doch der eigentliche Held des heutigen Stückes war ein grün geschürzter Hüne, der eine urtümliche, imposante Holzhacke über der Schulter trug und gerade schwer atmend in den Garten eines Grundstücks an den Kramerhängen stapfte. Er rammte das Beil in den Boden und blinzelte in die Sonne. An den Kramerhängen, zwischen Friedhof und Sportplatz, waren die Weißdorn- und Berberitzenhecken akkurat zurechtgestutzt wie nirgends sonst im Kurort. Es war die Gegend der Zweitwohnungen. Gepflegt, blitzblank, repräsentativ. Die schmiedeeisernen Tore schimmerten im Morgenlicht, und pro Grundstück hechelte mindestens ein scharf abgerichteter Edelpluto. Es war kurz vor zehn, deshalb endstill, denn die Gärtner und Hausmeister waren noch bei der genetisch festverankerten Brotzeit. Deshalb also schwiegen die Motorwerkzeuge. Manche verzichteten auf die Pause und reparierten grummelnd Swimmingpoolleitungen oder schnitten Buchsbaumhecken mit der Nagelschere zu grünlichen Monster-Enten um. In einer besonders idyllischen, etwas höher gelegenen Grünanlage gartelte der blonde Hüne. Ihm tropfte der ehrlichste Schweiß der Welt, der Morgenschweiß, von der Stirn. Er war ein Baum von Mannsbild, ein Gartenfreund im Basketballermaß, hemdsärmelig und tatendurstig hob er jetzt einen Ast hoch und betrachtete ihn stirnrunzelnd.

»Herrgottsakra!«, fluchte er aus fast zwei Meter Höhe herab. »Schon wieder die Sauviecher!«

Mit den Sauviechern meinte er die schädlichen Schildläuse und Borkenkäfer, die Fransenflügler, giftigen Fruchtschalenwickler und gemeinen Kiefernspanner. Schon die Nennung der Namen konnte einem Juckreiz bescheren.

»Jedes Jahr dasselbe. So ein Geziefer, so ein g'scheats.«

Er hätte eine Rasur vertragen, der grün geschürzte Held, und zum Naturburschen trug noch bei, dass er einen langen Wacholderzweig zwischen die Lippen gesteckt hatte und auf den Nadeln herumkaute wie ein mittelalterlicher Scholastiker auf einem riskanten Gottesbeweis. Die bergseeblauen Augen strahlten, der struppige, semmelblonde Schopf zitterte leicht im Wind. Ein scharf geschnittenes Gesicht hatte er, eine stolze Nase, ein energisches, tatendurstiges Kinn, eine flächige Denkerstirn. Ein Bühnengesicht eben. Er ging in die Knie und suchte das Gras nach weiterem Ungeziefer ab. Doch dann wurde seine Stimmung milder. Keinerlei Schädlinge hatten sich dort breitgemacht. Er zupfte eine Forsythienblüte ab, floristisch prüfend rieb er sie sachkundig zwischen den Fingern.

»Sauguat«, murmelte er. »Das wird ein gaaches Jahr.«

Wenn er Selbstgespräche im Garten führte, redete er immer besonders *g'scheat*. Wenn er sich unbeobachtet fühlte, holte er uralte Werdenfelser Ausdrücke aus dem hintersten Hirnkastel und sprach sie genüsslich, extra langsam und extra altertümlich aus. Hier zwischen Edelweiß und Almenrausch war er Bayer mit Leib und Seele.

»Bartl!«, erschallte es laut aus dem ersten Stock des Hauses.

»Baaaaaartl!«

Er wandte sich um. Auf dem Balkon erschien seine Frau, ähnlich blond wie er, wenn auch mit einem Schuss ins Flachsigt-Gelbe. Sie hatte eine gesunde, sonnengebräunte Hautfarbe, sie trug eine regionaltypische laubfarbene Sommerbluse, eine ländliche Vesperjacke, einen Werdenfelser

Strickrock, nur die türkisgrüne Brille stach aus dem sorgsam abgestimmten Trachtenensemble heraus.

»Hast du auch deine Herztabletten nicht vergessen?«

Der Bartl nickte. Natürlich hatte er die nicht vergessen. Aber es war schön, dass Gretl daran gedacht hatte. Seine Frau verschwand wieder im Haus, er zog das im Rasen steckende Beil aus dem Boden. Langsam strich er mit der Hand über das Holz des Stiels. Er arbeitete gern mit alten und garantiert unmotorisierten Werkzeugen. Das war seine Leidenschaft. Er liebte die pure Handarbeit. Nur wenn sie ihm gar zu mühsam wurde, ließ er die Dieselchen und Benzinis werkeln. Seufzend stapfte er zu den zwei riesigen Birken, denen er vor Tagen schon einen roten Punkt verpasst hatte. Jammerschade um die Bäume. Über fünfzig Jahre hatten sie wohl auf dem Buckel. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er die stattlichen Birken nicht gefällt. Aber Gretl war der Meinung gewesen, dass sie bei Sturm schon bedenklich zum Haus hinschwankten und gegen die Fenster peitschten. Außerdem – und vielleicht war das ja der wahre Grund – verstellten sie Gretls Blick von ihrem Zimmer auf die geliebte Alpspitze. So oder so, das Birkenpärchen musste heute dran glauben. Die beiden zitterten leicht im Morgenwind, ihr zweistimmiges Säuseln glich einer leisen Doppelklage. Sie schienen zu wissen, was ihnen blühte. Der Bartl sah auf die Uhr. Gleich zehn, Ende der Brotzeit. Er lehnte sich an den Zaun und betrachtete stolz den Balkon des schönen alten Gemäuers, eines giebeldachumgebenen Bauernhauses aus dem vorvergangenen Jahrhundert, er ließ den Blick hochsteigen bis zum schindelgedeckten Walmdach, aus dem ein prächtiger Kamin schoss, dahinter erhoben sich die Kramerhänge. Er verengte die Au-

gen zu schmalen Schlitzten und ließ den Blick entlangwandern an der kleinen Schneise, die von den Forstarbeitern geschlagen worden war. Es war ein Weg, der nirgendwo anders hinführte als ins Glück.

Der Bartl war nicht mehr der Jüngste. Sein Alter war schwer zu schätzen, vielleicht hatte er die sechzig schon längst hinter sich gelassen, vielleicht auch noch lange nicht erreicht. Ein Golden Ager eben. Ein Best Ager. Die beiden Waxensteine ragten auf wie zwei Kegel aus grobem Schmirgelpapier, seitlich dahinter glitzerte die Zugspitzseilbahn in der Vormittagssonne. Er fixierte eine der beiden festen Stützen, der sich gerade eine vollbesetzte Gondel näherte. Dahinter lag schon die österreichische Grenze. Er überlegte, wohin die Birken genau fallen sollten, da tauchte auf der Straße der Gumpendobler Werner mit seinem undefinierbaren Dackelverschnitt auf. Er blieb am Zaun stehen und blinzelte in die Sonne.

»Servus, Bartl.«

»Servus, Werner.«

Es folgte eine lange Pause. Ein gemeinsames, tiefes Schweigen. Oft ist auch nichts weiter nötig im Alpenland.

»Schöner Tag heut.«

»Grad richtig zum Garteln.«

Wieder eine lange Pause. Beide nickten fast unmerklich. Eine besonders edle Form der Übereinstimmung.

»Am Abend zieht es wieder zu, moan i.«

»Kunnt schon sein.«

Lange Pause. Der Bartl bückte sich, pflückte einen kleinen Wacholderzweig ab und steckte ihn in den Mund.

»Einen schönen Garten hast«, fuhr der Gumpendobler Werner fort. »Das muss ich schon sagen.«

»Da kunnst recht ham.«

Der Gumpendobler Werner wies auf die Birken.

»Müssen weg, ha?«

»Schon.«

»Schad.«

»Ja dann.«

»Genau.«

Der Gumpendobler Werner zog wieder ab, blieb aber ein paar Meter weiter mit seinem sogenannten Hund stehen, der etwas erschnuppert zu haben schien.

Der Hünenbartl atmete tief durch. Den Garten hatte er selbst angelegt. Das Alpinum mit den seltenen Gebirgspflanzen. Den bauernblumentempelten Teich mit den Goldfischen. Die leibhaftige Blauregen- und Knöterich-Explosion, die sich am Haus hochrankte. Der Knöterich hatte schon die ganze Inschrift verdeckt: *Beim Suderer*. Suderer war der Hausname, aber die Einheimischen wussten es eh. Der Suderer Bartl sah nochmals auf die Uhr. Ab zehn konnte er wieder loslegen, da war alles erlaubt. Bohren und Fräsen, Spreißeln, Schrauben, Laubblasen, Presshämmern ...

Aiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiii! Das war die Koloratur des Rasenmähers, den der Gärtner ein paar Grundstücke weiter angeworfen hatte. Auf der anderen Seite jaulte eine Bohrmaschine auf, eher dumpf und verbissen rührte der zylinderköpfige Löcherer, und schon fraß er sich hungrig ins Betonierte. Auch der Bartl fasste sein Beil, liebevoll, wie ein Cellist sein Inst-

rument. Er holte Schwung und trieb mit sicherer Hand zwei tiefe Keile ins Holz der beiden Birken. Ssssonk, ssssonk – und die Fallkerben zeigten in genau die Richtung, in die die Gezeichneten stürzen sollten. Damit der edle Rasen keinen Schaden durch Druckstellen nähme, hatte er vor, die Stämme und Äste sofort im Häcksler zu entsorgen. Das war der Plan für heute Vormittag. Die geschredderten Birken würden herrlichen Birkenholzmulch abgeben.

Rackackackackackackacka! So klang der Schlaghammer bei den Keudells. Bei ihnen wurde ein neuer Terrassenboden verlegt. Wuiiiissssssssss ... Das war der Steinschneider des Gärtners bei der Familie Martinsrieder gegenüber. Dort wurde ein neuer Gartenweg angelegt. Langsam gewann man den Eindruck, dass sämtliche Geräte in der Nachbarschaft angeschaltet worden waren, denn jetzt hob sich im Kramerhangviertel ein gärtnerisches Geräuschspektakel von Richard Wagner'scher Dezibilität.

Der Hünenbartl holte mit seiner Hacke aus und schlug tief in den ersten gezeichneten Birkenbaum, mit einem kräftigen, beherzten Knacken drang er ins Holz, er wiederholte den Schlag zwei Dutzend Mal, und schon rutschte und stolperte der Baum auf die Fallkerbe, leise rauschten noch einmal seine Blätter, dann fiel der tapfere Koloss auf den Rasen des Grundstücks, seufzend und matt schlug er auf. Jetzt war er mausetot.

Vorhang. Ende des ersten Aktes. Rauschender Applaus auf der Ederkanzel.

Die junge, zierliche Frau, deren nobles Profil sich in den lodernden Flammen des Kamins abzeichnete, straffte entschlossen die Schultern. Ein Ruck ging durch ihren Körper. In ihren meergrünen Augen blitzte ein unerschrockenes, verwegenes Funkeln auf. Sie musste jetzt stark sein. Sie durfte sich nicht niederdrücken lassen von der misslichen Lage, in der sie sich momentan befand. Sie warf ein paar Scheite in den Kamin, und das knisternde Feuer fraß sich sofort ins Holz – wie um ihr zu bedeuten, dass jedes, aber auch jedes Problem gelöst werden konnte. Das Feuer schmatzte zischend, ab und zu spuckte es feine Garben von Glut in die Höhe. Langsam breitete sich wohlige Wärme in der kleinen Hütte aus. Sie war ausgesprochen einfach eingerichtet: ein Tisch, zwei Stühle, eine Kommode, ein Bett. Hinter der Tür hing ein kleines Waschbecken, das allerdings nicht funktionierte. Neben dem Kamin war ein kleiner Stoß Feuerholz aufgeschichtet, vermutlich würde er bald aufgebraucht sein.

Anna Sophia warf ihre rotgold glänzenden Haare zurück, schritt zum Fenster und lehnte ihre Wange an die kalte Scheibe. Sie fühlte sich unendlich einsam und alleingelassen. Draußen schneite es noch immer, ununterbrochen sanken die zerbrechlichen Himmelsgrüße herunter auf das harte, karge Land. Das ging jetzt schon seit vierundzwanzig Stunden so. Mit diesen Unbilden der Witterung hatte sie um diese Jahreszeit nicht gerechnet. Doch trotz aller Beschwer-

lichkeiten spürte sie, dass ihr junges Leben auf einen Wendepunkt zulief. Sie hatte sich in diese Hütte zurückgezogen, um in aller Abgeschiedenheit die Kräfte zu mobilisieren, die tief in ihrem Inneren schlummerten. Sie wollte den Riesen in sich wecken. Sie hatte vorgehabt, ein paar kreative Tage einzulegen, fernab von allen alltäglichen Widernissen und Kleinkrämereien. Sie hatte sich das so schön ausgemalt. Doch jetzt? Jetzt saß sie fest in einer total abgelegenen, eingeschneiten Jägerhütte, und Martin ließ nichts von sich hören. Er hätte schon längst hier sein sollen. Das sah dem sonst so aufmerksamen Martin gar nicht ähnlich. Gerade jetzt, wo sie ihn so furchtbar dringend gebraucht hätte. Aber was sollte sie tun? Sie hatte keine Netzverbindung, und ein Telefon gab es hier ohnehin nicht. Ihr Auto war ein paar hundert Meter entfernt stecken geblieben – keine Chance, es alleine aus der Schneewechte herauszubekommen. Gott sei Dank hatte sie Essensvorräte für mehrere Tage dabei. Aber das Brennholz ging bald zur Neige. Sie verschränkte die Arme vor der Brust und hob trotzig das Kinn. Gab es hier Werkzeug, um draußen Holz zu schlagen? Würde sie das überhaupt schaffen? Wie oft hatte sie sich schwach gefühlt. Wie oft hatte sie die Entscheidung anderen überlassen. Damit musste jetzt Schluss sein. Sie straffte die Schultern, und ein stolzer Zug erschien auf ihrem Gesicht. Sie würde draußen Holz schlagen, wenn es nötig war. Jetzt aber war es vielleicht besser, den Anorak anzuziehen und sich damit ins Bett zu legen, sicher ließ sich auf diese Weise Feuerholz sparen. Vielleicht war es auch sinnvoller, hinauszugehen und einen Weg zu suchen, der ins Tal führte. Aber all das konnte sie ja immer noch tun. Wenn die Vorräte aufgebraucht waren.

Und.

Das.

War.

Bald.

»Warum?«, flüsterte sie leise. »Warum hast du dich nur darauf eingelassen?«

Anna Sophia führte oft und gern Selbstgespräche. Niemand hemmte den freien Lauf ihrer Gedanken. Niemand brachte kleinliche Bedenken vor. Niemand widersprach. Doch ein Selbstgespräch hier in dieser verlassenem Hütte?

»Warum nur?«, wiederholte sie noch einmal, und hohl hallten ihre Worte von den Wänden zurück. Sie legte sich aufs Bett. Dann schloss sie die Augen und dachte an die letzten Tage, die angefüllt waren mit Unannehmlichkeiten und lästigen Alltagspflichten. Damit musste jetzt Schluss sein. Draußen bellte in der Ferne ein Hund. (Oder heulte gar ein Wolf? Ein Schakal? Eine Hyäne?) Sie riss die Augen auf. Ein ahnungsvoller Schauer überlief sie, an Schlaf war nicht mehr zu denken. Um die emporkriechende Angst zu bekämpfen, sprang sie wieder aus dem Bett und sah sich um. Es gab keine Bücher hier, keine Zeitschriften, und sie hatte auch nichts zum Lesen oder Schreiben mitgenommen. Der Akku des Notebooks war ebenfalls leer. Sie seufzte: eine abgelegene, verschneite Hütte, irgendwo tief und einsam in den Karpaten. Sie wusste nicht einmal mehr, wo genau sie war. Zwischen Parva und Nășăud? Oder eher auf der Anhöhe von Romuli? Hinter Tibău? Vor Muncelu? Julian fiel ihr ein. Warum fiel ihr jetzt um Himmels willen Julian ein?

Julian.

Julian.

Julian.

Sie durfte nicht an ihn denken.

»Ich stehe das durch«, flüsterte Anna Sophia leise, aber beherzt.

Wie konnte Martin nur auf so etwas Abgelegenes wie diese Hütte kommen? Es war sein Einfall gewesen, und sie hatte am Anfang auch begeistert zugestimmt. Da war noch nicht abzusehen gewesen, dass dieses Tief über Nordosteuropa Anfang Mai solch gewaltige Schneefälle bringen würde. Sie war tatendurstig und voller Überschwang vorausgefahren, Martin hätte nachkommen sollen. Sie brauchte ihn. Das Kreative war ihr immer leichtgefallen. Schon von klein auf. Bereits als Mädchen hatte sie ihre Umgebung mit außergewöhnlichen Einfällen überrascht. Um das Geschäftliche, um das Organisatorische, um das alles sollte sich Martin kümmern. Aber wo war er?

»Du bist jetzt allein, Anna Sophia«, flüsterte sie und legte ein Scheit Holz nach.

Die Minuten der Stille zwischen den blechernen Schreien der Raben waren beängstigend. Um die düsteren Gedanken zu verscheuchen, öffnete sie ihre Handtasche und kramte darin herum. Wenn sie wenigstens einen Notizblock eingesteckt hätte! Dann könnte sie jetzt ein paar Ideen aufschreiben, für ihren Laden, den sie in naher Zukunft eröffnen wollte. Der Laden ihrer Träume. Es musste ein lebendiger Ort sein, an dem sie mit Menschen in Berührung kam. Sie hatte sich noch nicht entschieden, was genau in ihrem Laden verkauft werden sollte. Anna Sophia seufzte. Am An-

fang hatte sie zwischen einem Perlenladen und einem Weingummi- und Bonbonladen im Boutiquestil geschwankt. Dann fand sie es viel näher am Leben, fraulicher und kommunikativer, einen Näh- und Kurzwarenladen aufzumachen, mit edlen Posamenten, personalisierten Stricklieseln und Kissenschneiderei mit gestickten Sternzeichensymbolen auf Bestellung.

»Wie wäre es denn mit selbstgemachten Pralinen, Hochzeitstorten, Naschwerk und Erotikgebäck?«, hatte Julian gerufen. Schon wieder Julian. Anna Sophia schüttelte ärgerlich ihre rotgoldenen Haare. Sie musste Julian aus ihren Gedanken verbannen. So schnell als möglich. Sie zwang sich zur Konzentration. Über einen Gewürzladen mit individuellen Gewürzmischungen hatte sie auch nachgedacht. *Dich kann ich riechen!* musste eine der Mischungen unbedingt heißen. Und das Potpourri würde hinausduften bis auf die Straße. Es sollte im ganzen Stadtviertel zu riechen sein und überall seinen Zauber verbreiten. Gewürzläden gab es aber schon so viele. Es musste etwas Besonderes sein. Etwas, das nur mit ihr zu tun hatte.

Ein Einrichtungslädchen.

Ein veganes Kochstudio.

Ein Yogazentrum.

Eine Teestube mit indischer Musik.

Anna Sophia lächelte, während diese Ideenfluten auf sie einstürzten. Aber dann stieg ein Seufzer in ihr auf. Wie sollte sie das alles festhalten? Dafür brauchte sie ein aufgeschlagenes leeres Word-Dokument. Oder wenigstens einen Zettel. Sie warf ein weiteres Scheit Holz ins Feuer. Wenn Martin kam, wollte sie eine Liste mit den möglichen Projekten pa-

rat haben, damit er dann einen Businessplan erstellen konnte. Er sollte sehen, dass sie nicht nur vor sich hin träumte. Sie wollte es schaffen. Und dann das Ladenschild:

Anna Sophias Brezelbäckerei.

Anna Sophias Sushi-Bude.

Anna Sophias Schatzkästchen –

Anna Sophia war vielleicht doch nicht so gut als Name. Er klang zu konstruiert. Er war auch nicht zierlich genug. Besser wäre –

Und plötzlich: ein dumpfer Schlag an der Tür. Und da: noch einer. Dann wieder Stille in der kleinen Hütte.

»Martin?«, flüsterte sie verzagt. Und, mit leiserer Stimme:
»Julian?«

Um zehn wurde die Terrasse der Ederkanzel geöffnet, sie füllte sich immer schnell. Mit vierzig Leuten war sie pickepackevoll, die meisten der Wanderer mussten in aller Herrgottsfrühe schon heraufgestiegen sein, vom Schloss Elmau oder von Mittenwald. Sie waren vollauf damit beschäftigt, das Rundum-Spektakel zu begaffen, zu filmen und zu fotografieren.

»Das ist der Franzosensteig. Der führt nach Leutasch.«

Die Bedienung, die Reisinger Rosi aus Mittenwald, erklärte es geduldig, zum wiederholten Mal, zum millionsten Mal fuhr sie mit den Fingern den Franzosensteig ab. Ein G'röstel nach Art des Hauses, eine Apfelschorle und eine kleine geopolitische Erläuterung – zwölf zwanzig bitte.

»Leutasch?«, berlinerte es schon wieder. »Das ist wohl schon Wienerisch?«

»Österreichisch«, korrigierte die Reisinger Rosi mit leicht hochgezogenen Augenbrauen. »Wienerisch – das hört der Tiroler nicht so gern.«

»Sind denn Tiroler hier anwesend?«, fasste der Berliner frech nach und sah sich herausfordernd um.

Ein Tisch in der Ecke ließ sich mit einigen Innsbrucker Knack- und Explosionslauten hören.

»Woll, woll.«

Es klang wie das Knurren von gereizten Wölfen. Doch der Berliner ließ immer noch nicht locker:

»Tirol, da denk ich immer an Bolzano, Bressanone und Spaghetti – ist das nicht schon halb Italien?«

Unten im Tal hätte es vielleicht wegen so einer unver-schämten Bemerkung eine Rauferei gegeben. Ganz sicher sogar. Doch die Tiroler hier auf der Terrasse bewiesen Humor und lachten. Sie bestellten Speis und Trank, dann lie-ßen auch sie den jungen Tag und die Kulisse auf sich wirken.

Am Nebentisch drängte sich alles um die legendären Riesen-pfannkuchen der Ederkanzel. Neben dem Servieren erklärte die Reisinger Rosi den nächsten unwissenden Gästen mit einer Eselsgeduld, was es mit dem Franzosensteig auf sich hatte. Im Jahre 1805 sei Bayern unter Maximilian Joseph mit dem napoleonischen Frankreich verbündet gewesen. Also quasi *La Grande Nation* Seite an Seite mit *Mia san mia*. Und da wäre es gemeinsam gegen die Tiroler gegangen. Woll, woll. Der Berliner schmiss eine Terrassenrunde. Erst nach und nach wandten sich alle wieder der Bühne unten im Tal zu.

Dort hatte das Geknatter der Gartenmaschinen einen wil- den Höhepunkt erreicht. Mit vereinten Kräften fräste und hämmerte das Elektroensemble der Kramerhänge die letzten Langschläfer aus den Daunen. Auch der Bartl hatte von der gefällten Birke schon ein paar armdicke Äste abgeholzt, in seinem Fall allerdings altmodisch-händisch. Er schleppte das Geäst um das Haus herum, wo sich schon ein ansehnli- cher Stapel von Zweigen und Ästen gebildet hatte. Hier in diesem abgelegenen, leicht ansteigenden Teil des Gartens, den man von der Straße aus nicht einsehen konnte, stand auch der Schuppen, in dem er seine Gartengeräte aufbe- wahrte. *Am Bartl sei Schupf'n* – das hatte ihm die Gretl,

Spaß muss sein, zum runden Geburtstag über den Eingang gemalt. Und ihm gleich eine denkmalgeschützte Hacke dazu geschenkt. Im Inneren waren die zahlreichen Gartengeräte gelagert. Baumscheren in allen Größen, Vertikutierer, Rasenmäher, Sensen, Sicheln – das meiste davon uralt und auf Flohmärkten erstanden. Der Suderer Bartl wollte die Gartenarbeit genießen, er wollte sich Zeit lassen. Garteln wie vor hundert Jahren. Eine Ausnahme bildete lediglich die dieselbetriebene Häckselmaschine. Sie war zu groß, um im Schuppen untergebracht zu werden. So stand sie frei auf einem besonders dafür vorgesehenen Rasenstück, im Winter und bei Regen abgedeckt mit einer bundeswehrgrünen Plane. Mit diesem Ungetüm hatte der Suderer vor, das Geäst weiterzuverarbeiten.

»Des wird a Hitz heit!«, stöhnte er und ließ ein paar uralte Werdenfelser Flüche vom Stapel. »A söttane Hitz, a söttane.«

Er musste selbst lächeln über seine bayrischen Urlaute. Den Gumpendobler Werner hatte er jedenfalls damit überzeugen können. Der Gumpendobler Werner hatte ihm den Urbayern abgekauft.

Doch der Bartl, wie er im Ort von fast allen genannt wurde, war alles andere als ein Einheimischer. Er war einer jener Zugezogenen und Zugereisten, Hineingeschmeckten und Hierhängengebliebenen, die sich stärker assimiliert hatten und trachtlerischer verhielten als die einheimischsten Einheimischen.

Der Bartl hieß eigentlich Bertil, nämlich Bertil Carlsson, er war Schwede und stammte aus Nacka nahe Stockholm.